

Propst Dr. Martin Schomaker, Bremen

Kurz und gut – Montag, 22. September 2014

Gleichberechtigung

Männer und Frauen sind gleichberechtigt“. Dieser Satz steht im Grundgesetz für die Bundesrepublik Deutschland. Für uns ist dieser Satz selbstverständlich. Es war aber ein langer Weg, bis diese Formulierung „Männer und Frauen sind gleichberechtigt“ in das Grundgesetz aufgenommen wurde.

Maßgeblichen Anteil daran hatte Frau Elisabeth Selbert. Sie ist in einer christlich orientierten Familie in Kassel aufgewachsen. Schon als junge Frau hat sie sich politisch engagiert - vor allem für die Rechte der Frauen. Auch nach ihrer Hochzeit im Jahr 1920 und der Familiengründung nahm sie sich Zeit für die politische Bildung. Sie holte das Abitur nach, nahm ein Jurastudium auf, das sie mit dem Doktor-Grad abgeschlossen hat. In der Zeit des Nationalsozialismus wurde ihr Mann in Schutzhaft genommen. Bis 1945 konnte er keine Arbeit finden. Frau Selbert ist es aber gelungen, eine anwaltliche Praxis zu eröffnen und den Lebensunterhalt für die Familie zu erwerben.

Nach dem Zusammenbruch der nationalsozialistischen Herrschaft wurde Frau Elisabeth Selbert in den Parlamentarischen Rat gewählt. Dieser Rat hatte die Aufgabe, das Grundgesetz auszuarbeiten. Sie gehört damit zur Gruppe der Mütter und Väter des Grundgesetzes. Ihr ging es unter anderem darum, dass die Gleichberechtigung in die Verfassung aufgenommen wurde. Ursprünglich war eine nicht eindeutige Formulierung

vorgesehen. Elisabeth Selbert mobilisierte verschiedene Organisationen, die sich für die Gleichberechtigung einsetzten. Schließlich wurde der Satz in das Grundgesetz aufgenommen: „Männer und Frauen sind gleichberechtigt“.

Dieses Engagement erinnert mich an Diskussionen in der jungen Kirche. Paulus beschreibt sie im Galaterbrief. Gegen die damals geltende gesellschaftliche Norm betont Paulus die Gleichheit aller, die durch die Taufe zur Gemeinde gehören. Er schreibt: „Es gibt nicht mehr Juden und Griechen, nicht Sklaven und Freie, nicht Mann und Frau; denn ihr alle seid einer in Christus Jesus“. Mit diesen Worten unterstreicht Paulus, dass Frauen und Männer aus unterschiedlichen gesellschaftlichen Schichten und aus verschiedenen Ländern in der Gemeinde die gleichen Rechte haben, also gleichberechtigt sind.

Übrigens: Heute vor 114 wurde Frau Elisabeth Selbert geboren. Ihrem Engagement verdanken wir die klare Formulierung im Grundgesetz: „Männer und Frauen sind gleichberechtigt.“

Kurz und gut – Dienstag, 23. September 2014

Pater Pio

Für Italienerinnen und Italiener, die bei uns in Bremen und umzu wohnen, ist heute ein besonderer Tag. Heute ist der Gedenktag eines der beliebtesten Heiligen Italiens: Heute ist der Gedenktag des Heiligen Pater Pio. Sein Foto hängt in fast jeder italienischen Bar oder Trattoria, Fernsehfilme über ihn erreichten in Italien Einschaltquoten wie bedeutende Fußball-Live-Übertragungen, zu seinem Grab pilgern jährlich mehrere Millionen Menschen.

Pater Pio, mit bürgerlichem Namen Francesco Forgione, kam in einer bitterarmen Bauernfamilie zur Welt und ist als junger Mann in den Kapuzinerorden eingetreten. Nach einigen Stationen in verschiedenen Klöstern war er seit 1916 bis zu seinem Tod im Jahr 1968 – also mehr als 50 Jahre – im Kloster San Giovanni Rotondo in Apulien.

Pater Pio hatte einen Lieblingsort für sein Gebet: Er schaute auf ein Kreuz und ließ sich vom Gekreuzigten anblicken – so seine innere Haltung. Aufgrund seiner tiefen Frömmigkeit kamen viele Menschen zu ihm, um mit ihm zu sprechen, mit ihm zu beten und sich von ihm segnen zu lassen. Die vielen Kontakte machten ihn vertraut mit den Nöten der Menschen. Gebet und Einsatz für die Menschen in ihren Nöten gehörte für Pater Pio eng zusammen.

Während des zweiten Weltkriegs folgte Pater Pio dem dringenden Gebetsappell des Papstes. Er gründete Gebetsgruppen, um für Frieden und Versöhnung in der Welt zu beten. Diese Gebetsgruppen haben sich auf der ganzen Welt

verbreitet. Es gibt sie auch heute. Das Gebet um Frieden ist nicht verstummt.

In seiner näheren Umgebung hat Pater Pio beobachtet, dass viele Menschen aus finanziellen Gründen keinen Zugang zur modernen Medizin hatten. Er hat deshalb für mittellose Menschen eine Stiftung gegründet, damit alle medizinisch behandelt werden konnten. Auch das zeigt: Für Pater Pio gehören Gebet und Einsatz für die Menschen in ihren Nöten eng zusammen.

Pater Pio galt als verschlossen und mürrisch, er soll ein miserabler Prediger gewesen sein und hatte oft Stress mit seinen Vorgesetzten. Die Liebe zu Jesus Christus und zu den Menschen war aber offensichtlich spürbar. Er ist einer der beliebtesten Heiligen Italiens.

Kurz und gut – Mittwoch, 24. September 2014

Besuch in Albanien

Ich sitze mit Schwester Angela im Auto. Auf der Schlaglochpiste durch die albanischen Berge kommt das Auto nur sehr langsam voran. Schwester Angela ist mit den Straßenlöchern, der Gegend und vor allem mit den Menschen im Süden Albaniens sehr vertraut. Sie stammt aus Hannover, hat lange als Ordensschwester in Osnabrück gearbeitet und lebt seit 2001 in Delfine, in Südalbanien. Bei ihr und ihren Mitschwestern war ich im Frühjahr einige Tage zu Besuch.

An einem Tag sind wir nach Butrint gefahren. Es ist eine Ruinenstadt in der Nähe der griechischen Grenze. Mehrere Kulturen aus verschiedenen Jahrhunderten haben in Butrint ihre Spuren hinterlassen: Es gibt zahlreiche Ruinen von Prachtbauten, Festungsanlagen, Straßen, Wasserleitungen und vielem mehr. Mich sprechen vor allem die Grundmauern einer Kirche aus dem vierten Jahrhundert und eine Taufkapelle aus dem 6. Jahrhundert an.

Die Ruinenstadt Butrint war mehrere Jahrhunderte völlig überwuchert. Von Ruinen war nichts zu sehen. Erst am Anfang des 20. Jahrhunderts wurden die ersten Ruinen entdeckt. Dann ruhten die Ausgrabungsarbeiten lange. Erst in den 70iger Jahren wurden die Arbeiten fortgesetzt. Der kommunistische Diktator Enver Hoxha hatte Interesse daran, dass Touristen Butrint besuchen und Devisen ins Land bringen.

Enver Hoxha hatte im Jahr 1967 Albanien zum „ersten atheistischen Staat der Welt“ erklärt. Für ein Kreuzzeichen in der Öffentlichkeit gab es 25

Jahre Gefängnis und auf eine Kreuzesdarstellung im Wohnhaus stand die sofortige Erschießung. In der Ruinenstadt Butrint sollte alles Mögliche erklärt werden – aber über die Kirche aus dem 4. Jahrhundert und über die Taufkapelle durfte nichts gesagt werden. Die Reiseführer wurden so ausgebildet, dass die Spuren des Christentums nicht vorkamen.

Einer der Reiseführer hat eine besondere Erfahrung gemacht: Touristen erkennen die Grundmauern der Kirche und erklären dem albanischen Reiseführer, was diese Ruinen bedeuten. Der junge albanische Mann hört etwas für ihn völlig Neues. Der Glaube an Jesus Christus fasziniert ihn. Nach der politischen Wende im Jahr 1990 informiert er sich umfassend über den christlichen Glauben. In ihm wächst der Wunsch, sich taufen zu lassen. Es dauert noch eine ganze Weile: Heute gibt es ganz in der Nähe der Ruinenstadt eine lebendige christliche Gemeinde in Delfine, in der auch deutsche Ordensschwwestern leben und arbeiten.

Die Kirchenruinen in Butrint habe ich mit hohem Interesse angeschaut. Noch faszinierender ist aber die lebendige christliche Gemeinde.

Kurz und gut – Donnerstag, 25. September 2014

Neujahrsfest

Meine erste Begegnung mit dem jüdischen Rabbiner Natanel Teitelbaum in Bremen ist für mich unvergesslich – auch wenn diese erste Begegnung nun schon einige Jahre zurückliegt.

Ich hatte davon gehört, dass in der jüdischen Gemeinde in Bremen nach längerer Vakanz wieder ein Rabbiner seinen Dienst aufgenommen hat. Telefonisch habe ich Kontakt aufgenommen und gefragt, ob ich zu einem kurzen Begrüßungsbesuch komme könnte. Man sagte mir: „Dann müssen sie sich aber beeilen.“ Der Rabbiner Natanael Teitelbaum sei gerade in Bremen, müsse aber in wenigen Stunden nach Israel abreisen. Nach dem Telefonat machte ich mich sofort auf den Weg zur Synagoge. Dort angekommen umarmte mich der Rabbiner und sagte: „Willkommen, mein jüngerer Bruder.“

Diese Begrüßung hatte mich sehr erfreut. Selbstverständlich bin ich in biologischer Sicht nicht ein jüngerer Bruder von Natanael Teitelbaum. Aber aus der Sicht des Glaubens bin ich es.

Papst Johannes Paul der Zweite hat häufig betont: Die Jüdinnen und Juden sind für uns Christen unsere älteren Geschwister. Gott hat mit den Juden einen unkündbaren Bund geschlossen. Einen großen Teil der Bibel haben Juden und Christen gemeinsam. Wir erinnern an die Befreiung des Volkes Gottes aus dem Sklavenhaus Ägypten, wir haben gemeinsam die Zehn Gebote, die Weisungen Gottes zum Leben, wir bedenken die mahnenden und gleichzeitig Mut machenden Worte der Propheten, wir beten

mit den Worten der Psalmen. Als Christ orientiere ich mich an Jesus Christus – er war Jude. Auch die Apostel, die Frauen, die Jesus auf dem Weg begleiteten, die Freundinnen und Freunde Jesu, bei denen Jesus zuhause war, waren Juden und gehörten zum Volk Israel. Der Apostel Paulus ermahnt die Gemeinden in seinen Briefen, dass sie ihren Ursprung aus dem Judentum nicht vergessen sollen.

Papst Johannes Paul der Zweite hat dies so ausgedrückt: Die Jüdinnen und Juden sind für uns Christen unsere älteren Geschwister.

Heute feiern die Juden ihr Neujahrsfest Rosch Haschana. Mit dem Neujahrsfest beginnen die zehn ehrfurchtsvollen Tage, die mit dem Versöhnungsfest, dem Jom Kippur, enden. Am Neujahrstag halten die Juden Rückblick auf das vergangene Jahr und gehen dann hoffnungsvoll in das neue Jahr. Sie wünschen sich ein gutes und süßes Jahr. An diesem Tag werden viele Speisen in süßen Honig getaucht: Brot und Apfelscheiben. Die beliebteste Nachspeise ist der Honigkuchen.

Von Herzen wünsche ich meinen älteren Geschwistern im Glauben ein gutes und süßes Jahr.

Kurz und gut – Freitag, 26. September 2014

Kosmas und Damian

Im Heiligenkalender der katholischen Kirche stehen heute die heiligen Kosmas und Damian. Sie lebten vermutlich Ende des dritten Jahrhunderts. Über ihr Leben gibt es keine historisch gesicherten Nachrichten. Der Überlieferung nach waren sie Zwillingsbrüder, die als Ärzte gearbeitet haben. Sie sollen arme Menschen kostenlos behandelt haben. Während der Christenverfolgung um 300 wurden sie wegen ihres christlichen Glaubens hingerichtet. Bereits kurze Zeit später wurden sie als Heilige verehrt.

Menschen in Not waren davon überzeugt, dass von den sterblichen Überresten - von den Reliquien - besondere Kräfte ausgingen. Im 10. Jahrhundert war der Bremer Bischof Adalag in Rom zu Besuch. Der damaligen Sitte gemäß bekommt er Reliquien geschenkt. So kamen im Mittelalter Reliquien von Glaubenszeugen des dritten Jahrhunderts nach Bremen. Hier wurden sie sehr verehrt. In der Zeit nach der Reformation wurden diese Reliquien nach München, in die Hofkirche St. Michael, gebracht. Dort befinden sie sich heute noch.

Im Dom-Museum in Bremen gibt es zwei gotische Reliefs, die sich auf die Verehrung von Kosmas und Damian beziehen. Das eine Relief zeigt die Heilung eines Kamels, das andere die Transplantation eines menschlichen Beins. Die Reliefs sind historische Zeugnisse dafür, dass in Bremen die Ärztebrüder verehrt wurden.

Die Verehrung von Reliquien ist mir persönlich sehr fremd. Ich kann aber sehr gut

nachvollziehen, dass Menschen Sehnsucht nach Gesundheit, nach Heilung und auch nach Heil haben. Wir haben andere Formen und Riten entwickelt, um unserer Sehnsucht Ausdruck zu verleihen. Manche zünden in den Kirchen eine Kerze an, andere pilgern zu einem bestimmten Ort, um dort zu beten und nachzudenken, wieder andere halten gerne ein Kreuz, einen Rosenkranz oder eine Engelfigur in ihren Händen, wieder andere hören eine bestimmte Musik, die sie zur Ruhe bringt.

Ich habe Respekt vor den unterschiedlichen Riten, die in der Geschichte und in der Gegenwart praktiziert wurden und werden. Für mich ist es eindrucksvoll, wie unterschiedlich wir Menschen unsere Sehnsucht nach Heil ausdrücken.

Kurz und gut – Samstag, 27. September 2014

Jona

Jona, Held des gleichnamigen biblischen Buches aus dem Alten Testament, hat sich heftig gewehrt, als Gott ihm einen Auftrag gab: Er sollte in die Stadt Ninive gehen und die Menschen dort vor dem Strafgericht retten. In den Augen Jonas war die Stadt Ninive gottlos. Eigentlich wollte er diesen Auftrag nicht erfüllen.

Als sich Jona schließlich doch bereitfand, in der Stadt Ninive Umkehr zu predigen, und die Leute tatsächlich ihr Leben änderten, war Jona gar nicht erbaut. Verärgert warf er Gott seinen Langmut und seine Barmherzigkeit vor. Nun wird es in der biblischen Erzählung erst richtig spannend. Gott brachte seinen störrischen Propheten zur Einsicht. Dies geschah so: Während Jona draußen vor der Stadt auf das Schicksal Ninives wartete, litt er unter der brütenden Hitze des Orients. Gott sah das und ließ einen schattenspendenden Baum über Jona emporwachsen. Das freute Jona. Er saß nun im Schatten und war wieder guter Dinge. Doch am nächsten Morgen schickte Gott einen Wurm, der die Staude zernagte. Der Baum verdorrte. Jona litt erneut unter der brütenden Hitze. Er haderte mit Gott und wünschte sich den Tod.

Da hörte Jona Gottes Stimme. Gott sagte ihm: Jona, dir tut es leid um den Strauch, für den du nicht gearbeitet und den du nicht großgezogen hast. Mir sollte es nicht leidtun um Ninive, die große Stadt, in der mehr als 120.000 Menschen wohnen – und außerdem so viel Vieh?

Es ist eine wunderschöne Geschichte der Bibel. Gott teilt seine Geschöpfe nicht in wertvolle und

minderwertige Exemplare ein – das sagt mir die Jona-Geschichte. Für Gott ist jeder Mensch wichtig. Gott ist barmherzig für die, die am Glauben ihre Freude haben, für die, die religiös unmusikalisch sind, für die, die hadern und sich von Gott verlassen fühlen. Die Jona-Erzählung sagt: Gott ist barmherzig – für jeden Menschen.

Propst Dr. Martin Schomaker, Bremen